

Einleitung

von Keith Richards

Ich traf Ronnie Bennett – so hieß sie damals, als sie noch einige Platten von Ronnie Spector entfernt war – im Januar 1964. Nach Christi, falls Sie sich die Frage stellen. Um Sie auf den Handlungsort einzustimmen, geleite ich Sie in den Backstage-Bereich eines dunklen, klammen und kleinen Theaters. Es war die zweite Tournee der Rolling Stones, die in England stattfand. Plötzlich traten wir mit den Ronettes auf, eine damals ungeheuer populäre Gruppe. Jede Platte von ihnen kam auf Platz 1. Falls das nicht so war, hätte es so sein müssen. Sie wussten, wie man Schallplatten produziert! Vor diesem Tag hatte ich Ronnie noch nie gesehen. Natürlich kannte ich sie – wie auch alle anderen – aus dem Radio. Bevor wir uns also tatsächlich begegneten – Ronnie und ich – funkte es bereits über den Sound zwischen uns.

Auf einer Tournee zu sein, bedeutete, dass ich mich aus meiner winzigen Schlafkoje aufraffen musste, um danach den Weg zur Garderobe zu finden, die an dem Tag im Theater lag. Ich glaube, es war das Granada Mansfield in den East Midlands, in der Nähe von Nottingham. Vermutlich war die letzte Gruppe, die hier in dem lokalen Pub „aufschlug“, Robin Hood und seine fröhlichen Gesellen. Übrigens: Das Theater wurde ungefähr zehn Jahre später abgerissen. Nun steht dort ein Bekleidungs-Discounter. Aber das ist noch nicht das Ende meiner kleinen Geschichte.

Also zurück ins Jahr 1964 und ins Granada Theater. Ich schlendere also durch den Flur zum Backstage. Er ist grün. Es ist immer noch dunkel. Es stinkt immer noch. Und als ich die Treppe betrete, höre ich diese Stimmen. Himmlisch! Drei singende Engel. Kurz überlege ich, ob es sich tatsächlich um Engel handelt. „War’s das schon? Hat’s mich schon weggehauen? Tja, war aber trotzdem ein netter Abschied!“

Ich latsche also weiter die Treppe hoch. Dann höre ich Nedra und Estelle, die einen hypnotischen Gesang abliefern. Ja, genau das ist der Sound. Die Ronettes. Und dann höre ich die reine, unverfälschte Stimme von Ronnie, die „Be my little baby ...“ singt. Das zieht mich direkt in den Vorstellungssaal des Theaters. Ich erkenne die Stimme sofort. So etwas kann man nicht nachahmen. Vielleicht hätte es Frankie Lymon gepackt, den Ronnie so liebte. Ich finde einen Sitz im leeren Auditorium. Ich werde mir das hier mal anschauen – und anhören! Ronnie erkennt mich direkt. Natürlich. Und starrt mich intensiv an. Plötzlich wird mir eine Galavorstellung von der heißesten Girlgroup der Welt geboten. Nur für mich. Da soll mal einer von Schock und Ehrfurcht reden.

Ich höre sie singen, nur die drei Mädels, A cappella, ohne diese großartigen Arrangements von Jack Nitzsche. Ohne die sie unterstützende Wrecking Crew. Ohne all das errichten Ronnie und die Ronettes ihre eigene „Wall of Sound“. Dort, in einem leeren Theater. Sie brauchen keine Hilfe.

Natürlich war es Liebe auf den ersten Blick. Ist das nicht immer so? Es ist schon so lange her, dass es mir schwerfällt, alles exakt wieder lebendig werden zu lassen. Ich kann aber eindeutig sagen, dass sich Ronnie und ich schon von diesem ersten Tag an gut verstanden. Wir hatten so gut wie keine Gemeinsamkeiten, ein Gitarrist aus Dartford und ein außergewöhnliches Mädchen aus Spanish Harlem. Aber wir hatten die Musik. Das verstehen Sie. Ohne die Musik wären wir uns niemals begegnet. Und ohne die Musik würde ich jetzt nicht diese Worte schreiben. Das ist doch ein wunderbarer Magnetismus, nicht wahr?

Wir trafen uns also in England und wenige Monate später fanden sich die Stones in Amerika wieder, freigelassen in New York City. Und was passiert? Natürlich tauchen die Ronettes am ersten Morgen in diesem riesigen roten Cadillac-Cabriolet auf. „Kommt schon“, rief Ronnie. „Wir bringen euch zum Jones Beach!“

Wir quetschen uns also in das Cabriolet, Ronnie, Nedra und Estelle – und so viele Rolling Stones, wie in diese Riesenkutsche reinpassen. Und schon geht's los. Das war ein Tag! Meine Güte, wir kamen zum ersten Mal nach New York. Ich schaue zu Mick rüber, der seinen Arm um Estelle gelegt hat und sage: „Hey, genau so muss es sein, Mann!“ Die Ronettes chauffierten uns durch die ganze Stadt bis zum Jones Beach. Und später fuhr ich mit zu Ronnies Wohnung. Beeindruckt. Wir hatten einen solchen Spaß.

Muss ich Ihnen jetzt noch sagen, dass Ronnie eine der besten weiblichen Rock'n'Roll-Stimmen aller Zeiten hat? Sie sticht heraus. Absolut. Ronnie hat mit vielen Produzenten und Arrangeuren gearbeitet und einige davon waren sehr gut. Doch wenn man sich ihren Gesang anhört, weiß man sofort, wer hier die Kontrolle hat. Jeder Song, den sie singt, wird zu ihrem eigenen. Er gehört keinem anderen. Ronnie ist ein sehr starkes Mädchen. Dennoch wurde sie eine lange Zeit vom Singen abgehalten. Und so überrascht es mich nicht, dass sie immer noch arbeitet. Und sie kann immer noch singen. Oh, Mann! Ich besitze Bänder, die sie hier in meinem Haus aufgenommen hat. Das war 2001.

Ich habe ein kleines Studio in meinem Keller und hatte 2000 und 2001 einige Zeit frei, woraufhin ich jeden ansprach und zum Musikmachen einlud. Ronnie ist im Grunde genommen meine Nachbarin, denn sie wohnt in Connecticut, nur vier Städte von mir entfernt die Straße hinunter. Und so erschien auch sie einige Male. Wir nahmen ein Duett der alten Ike & Tina Turner-Nummer „It's Gonna Work Out Fine“ auf, und am Tag vor 9/11 arbeiteten wir gerade an „Love Affair“. Danach zerstreuten sich die Menschen in alle Winde. Bei uns lief es wirklich prima, doch dann ging die Bombe hoch. Doch diese Nummer gehört zu den wenigen Tracks, an denen ich noch weiter

arbeiten will. Ronnie – ich genieße es, wenn sie da ist. Und ich will, dass sie hier noch lange abhängt. Wie ich selbst.

Das letzte Mal, dass ich Ronnie sah – und hörte – war bei meinem Zahnarzt. 2020, kurz vor der Pandemie. In New York City. Ich sitze also im Behandlungstuhl und der Zahnklemmpner macht sich über mein Gebiss her. Und plötzlich höre ich Gesang. Aus dem Flur heraus. Eine wunderschöne, reine und ehrliche Stimme, die ich sofort erkenne. Sie singt „Be my little baby ...“ Ich denke mir nur, dass das nicht wahr sein kann. Sie lässt sich tatsächlich am selben Tag die Zähne machen, und als sie von meiner Anwesenheit erfährt, entscheidet sie sich, mich mit einer kleinen Serenade zu überraschen. Mit immer noch geöffnetem Mund winke ich Ronnie kurz zu. Ich kann nicht reden, aber das ist egal, denn zwischen uns beiden – zwischen Ronnie und mir – ist immer noch der Sound, der es funken lässt.

Keith Richards
September 2021



Debra Greenfield

Ozzie und Harriet in Spanish Harlem

Dürres gelbes Pferd. Das war der Name, den mir die schwarzen Kids gaben, als ich aufwuchs. Mein Teint war etwas heller, und ich war so klein, dass ich immer wie ein kleines Pony um mich trat, geriet ich in eine Schlägerei. Und ich wurde immer verprügelt, denn die PS 153 an der Kreuzung 145th Street und Amsterdam Avenue zählte zu den härtesten schwarzen Grundschulen Harlems. Die Kids dort hänselten mich immer und schrieten: „Hey, Mischling, krieg’ deinen Arsch wieder zurück ins Reservat.“

Für mich war es aber nicht so schlimm wie für meine Schwester. Ich war ein Wildfang, ähnelte eher einem Jungen und konnte schnell rennen, doch Estelle verhielt sich immer so souverän und anständig, dass die Kids von der PS 153 dachten, sie sei ein Snob. Darum wurde sie noch schlimmer schikaniert. Obwohl Estelle zwei Jahre älter war, gab es Situationen, in denen ich sie gegen die anderen Kinder verteidigen musste.

Was ich aber am schlimmsten fand: Vor der Schulzeit hatte ich niemals erlebt oder verstanden, was das Wort Vorurteil bedeutet. Ich wurde am 10. August 1943 in Spanish Harlem geboren. Meine Mutter Beatrice Bennett stammte von Schwarzen und Cherokees ab, und mein Vater Louis war ein Weißer, was mich so gemischtrassig macht,

wie es nur möglich ist. Meine Schwester Estelle und ich wuchsen an der 151st Street zwischen der Amsterdam und dem Broadway auf, in Nachbarschaft mit chinesischen Wäschereien, spanischen Restaurants und von Schwarzen geführten Lebensmittelgeschäften. Auf der Straße sahen wir Menschen jeder nur erdenklichen Hautfarbe. Viele Kinder unseres Blocks waren gemischtrassig, und so erschien uns eine Ehe zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe als völlig normal. Den Kids von der PS 153 passte das aber ganz und gar nicht.

Estelle und ich hatten beide lange glatte Haare, die uns aber am meisten Ärger einbrachten. Meine Mutter machte uns immer lange, dicke Zöpfe, die am Rücken hinabhiengen und an deren Ende sie grellgelbe Schleifchen befestigte. Und so trug ich meine Haare auch an dem Tag, an dem dieses Mädchen mit dem Namen Barbara fragte, ob sie sie berühren dürfe. Ich saß an meinem Tisch in der zweiten Klasse, als sie sich von hinten vorbeugte.

„Ooh, Ronnie, dein Haar sieht so weich aus“, flüsterte sie. „Darf ich es anfassen?“

Für ein schwarzes Mädchen war mein Haar ungewöhnlich samtig, und so fragten mich die anderen Kinder immer, ob sie es berühren dürften. „Klar“, meinte ich zu Barbara und machte mich wieder an die Lektüre von *Dick and Jane*.

„Oh, so schön“, sagte sie. „Das ist wirklich schönes Haar.“

Ich spürte, wie sie den Zopf streichelte, aber dachte mir nichts dabei. Doch dann fingen die um uns herumsitzenden Kinder zu kichern an. Die Lehrerin war noch nicht im Klassenzimmer aufgetaucht, und so drehten sich auch die Schüler vor mir um und beobachteten Barbara. Ich war es längst gewohnt, dass man mich aufzieht. Aber ich konnte überhaupt nicht verstehen, was denn so unterhaltsam an dem war, was hinter meinem Rücken vor sich ging. Dann fand ich es heraus!

„Ooooooh, Barbara!“, kreischte ein Mädchen namens Cynthia. „Was machst du denn mit Ronnie?“

Ich drehte mich nach hinten, um herauszufinden, was sie denn meinte und traute meinen Augen nicht. In Barbaras Hand baumelte

ein merkwürdiger brauner Strick mit einer gelben Schleife am Ende. Ich schnappte nach Luft und fasste mir an den Hinterkopf. Der Zopf war weg! Barbara hatte ihn direkt am Haaransatz abgeschnitten.

„Das ist wirklich schönes Haar“, frotzelte sie und brachte mich zur Weißglut, indem sie den langen, wunderschönen braunen Zopf vor meinem Gesicht baumeln ließ. „Lass ihn mich behalten. Okay, Ronnie? Darf ich ihn behalten?“

Mit der Hand bedeckte ich die verbliebenen Haarstoppel und begann hysterisch zu heulen, worüber die anderen nur noch mehr lachten. „Gib ihn mir“, schrie ich und riss ihr den Zopf aus den Händen. Dann rannte ich zum kleinen Abstellraum am Ende des Klassenzimmers, schloss die Tür hinter mir ab und drückte den abgeschnittenen Zopf ganz fest in meinen Händen. Als die Lehrerin endlich das Klassenzimmer betrat und mich aufforderte herauszukommen, weigerte ich mich.

„Na los, komm schon, Veronica“, verlangte sie. „Und ich meine Jetzt!“ Ich hatte keine Ahnung, was für eine Geschichte ihr die anderen Kids erzählt hatten, doch sie war nicht auf meiner Seite. Und so blieb ich dort drin. Schließlich rief die Lehrerin meine Mutter an, die kam und mich mit nach Hause nahm, nachdem all die anderen Kinder gegangen waren.

In der folgenden Woche schrieb uns Mutter bei der PS 92 an der 134th ein, die von hispanischen und schwarzen Kindern besucht wurde, gemeinsam mit einigen weißen Kids. Es war eine bessere Schule, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag, gesehen vom Haus meiner Oma in Spanish Harlem. Nach dem Unterricht rannten wir immer direkt zu Großmutter, wo wir mit all unseren Cousins spielten. Mum hatte sieben Brüder und sechs Schwestern, und so können Sie sich sicherlich vorstellen, wie voll es dort immer wurde.

Estelle und ich spielten oft mit Tante Hermeans Kindern – Diane und Elaine – die ungefähr in unserem Alter waren. Doch Nedra, Tante Susus Tochter, stand mir von all den Cousins am nächsten. Nedra Talley. Ihr Vater war Puertoricaner und ihre Mutter hatte wie auch meine schwarze – und Cherokee-Wurzeln, womit sie so

gemischtrassig wie ich war. Obwohl zwei Jahre jünger, konnte man uns als unzertrennlich beschreiben. Wir standen uns sehr nahe, so nahe, dass wir gemeinsam auf den Klodeckel stiegen, in die Hocke gingen und gleichzeitig Pipi machten. Scheinbar teilten wir auch eine bestimmte Abenteuerlust, da wir uns in Omas Haus ständig Ärger einhandelten.

Oma behandelte uns streng. Wir durften noch nicht mal draußen spielen. Wollten wir ein wenig Sonne tanken, blieb uns nur das Flachdach, wo sie uns immer im Auge behielt. Wir durften auch nicht in den Park gehen, da dort so viele Fremde herumlungerten. Es war eben Spanish Harlem, wo man viele merkwürdige Menschen treffen konnte. Ich werde niemals einen bestimmten Tag vergessen, an dem Nedra und ich allein rausgingen. Es war das erste Mal, dass ich den Penis eines Mannes sah.

Ich war ungefähr acht Jahre alt und überredete Nedra, mit mir zum Süßwarengeschäft auf der anderen Straßenseite zu schleichen. Niemandem fiel das auf, und als wir wieder rauskamen und uns über die Lakritze und Candy Corn hermachten, bemerkten wir einen Typen, der mit uns zugekehrtem Rücken mitten auf dem Gehweg stand. Wir versuchten an ihm vorbeizuschleichen, doch er drehte sich um und zeigte uns seinen Penis, der aus der Hose heraus baumelte. Wir kreischten so laut, dass man uns wahrscheinlich noch in Queens hören konnte! Blitzschnell rannten wir nach Hause und erzählten Oma und all unseren Tanten von dem Erlebnis. Und? Wir bekamen einen Monat Hausarrest!

Da wir aber sowieso kaum rausgingen, empfanden wir das nicht als Strafe. Außerdem war ich nach dem Zwischenfall vor dem Süßwarenladen froh darüber, drinnen zu bleiben.

Besonders an den Wochenenden. Die Wochenenden bei Oma waren das Beste, was man sich vorstellen kann. Dann kamen nämlich all meine Tanten und Onkel rüber, und wir aßen zusammen und sangen die ganze Zeit. Die meisten Brüder und Schwestern von Mum mochten das Singen, das Schauspielen oder Witze zu erzählen. Und so erschienen sie jedes Wochenende bei Oma und

führten dort kleine Amateurshows auf. Keiner von ihnen sang oder schauspielerte professionell – es war etwas, was sie nur wegen des Spaßes machten.

Das war alles so aufregend, besonders für ein kleines Mädchen wie mich. Ich stand in Omas Wohnzimmer und beobachtete sie ehrfurchtsvoll und verblüfft bei den Proben. Vier meiner Onkel standen in einer Ecke und übten Harmoniegesang im Stil der Mills Brothers, während drei Tanten in einer anderen an einer Andrew-Sisters-Nummer arbeiteten. Eine Tante stand in der Küche und warf ein Bein wie eine Balletttänzerin in die Höhe, während jemand im Schlafzimmer Akkordeon übte. An Wochenenden verwandelte sich das Haus in eine kleine Do-it-yourself-Musikschule.

Ich glaube, dass mir Auftritte im Blut liegen. Neben all den Onkeln und Tanten mütterlicherseits liebte auch mein Vater Musik. Dad arbeitete den ganzen Tag in einem Verschiebebahnhof der U-Bahn, doch er besaß ein tolles Drum-Set. Es stand im Wohnzimmer, und er trommelte die ganz Nacht darauf herum. Schlagzeug in einem Jazz-Club in Harlem zu spielen – das war sein großer Traum! Er schaffte es nicht, diesen Traum zu verwirklichen, aber schenkte mir seine Liebe für die Musik.

Soweit ich mich zurückerinnern kann, liebte ich das Singen. Laut meiner Mutter war das sogar schon als Baby so. Als ich 16 Monate alt war – so erzählte es Mutter – hielt sie mich an einem kalten Dezembermorgen in ihren Armen, während wir mit der U-Bahn Nummer 1 fuhren. Und ich begann, Weihnachtslieder zu singen. Die anderen Fahrgäste schauten erstaunt zu diesem kleinen Baby, das mit seiner piepsigen Stimme „Jingle Bells“ sang. Sie hätten beinahe die Halteschlaufen losgelassen und wären fast auf ihre Hintern gefallen.

„Sieh mal“, sagte einer von ihnen. „Das kleine süße Baby singt!“ Ich war so klein, dass mich jeder Fahrgast für noch jünger hielt. Eine alte Dame meinte: „Ich habe noch nie ein Baby gesehen, das singen konnte!“ Wie Mum erzählt, blinzelte ich in die Runde und bemerkte die Aufmerksamkeit, die man mir schenkte. Sogar schon als Kind liebte ich ein Publikum.

Jeder in der Familie wusste wie sehr ich das Singen liebte. So überraschte es sie auch nicht, als ich mit vier Jahren auf den Wohnzimmertisch kletterte und begann, meine kleinen Nonsense-Lieder zu trällern. Ich mochte diesen Tisch. War ich erstmal dort oben, wollte ich gar nicht mehr runter. Mit acht Jahren arbeitete ich schon an ganzen Liedern für die Wochenend-Shows unserer Familie. Und wenn ich dann zum Singen aufstand, war ich immer das Zentrum der Aufmerksamkeit des ganzen Raums. An einem Nachmittag überraschten mich meine Onkel mit einem eigenen Spotlight, das eigentlich nur eine alte Konservendose mit einer eingebauten Glühbirne war. Aber ich liebte es. Das Licht schien all die Wärme des Zimmers zu bündeln und auf mich zu richten, während ich mit meiner achtjährigen Stimme Hank Williams' „Jambalaya“ schmetterte.

Ich sang „Jambay-lie, cold fish pie, diddly gumbo“, hatte aber keine Ahnung, was die Worte bedeuteten oder ob ich sie richtig wiedergab. Doch als ich mich im Raum umschaute und sah, dass alle Onkel und Tanten lächelten und mit dem Fuß den Takt mitklopfen, wusste ich, etwas richtig gemacht zu haben. Mitten im Song brach ich ab und improvisierte einen kleinen „Jodler“. Und hier begann die Geschichte der „whoa oh-oh-oh-oh-ohs“, die zu meinem Erkennungsmerkmal als Sängerin wurden.

Als ich mit dem Song fertig war, schaute ich über den Strahl der 75-Watt-Birne rüber und sah, dass alle klatschten und mich anschauten. Als es vorbei war und ich vom Tisch runterstieg, setzte ich mich auf den Teppich zwischen meiner Schwester und Nedra. Das ist es, dachte ich. Das will ich für den Rest meines Lebens fühlen.

Dann betrat Estelle die „Bühne“ und führte einen Song auf oder sie sang zusammen mit Nedra oder meiner Cousine Elaine und mir eine Nummer, die wir als dreischichtigen Harmoniegesang ausgearbeitet hatten. Mutter liebte es, uns dabei zuzuschauen, und sie bestärkte unsere Neigung zum Showbusiness auf jede nur erdenkliche Art. Mum schickte Estelle sogar zur Startime, einer populären Tanzschule im New York der Fünfziger. Ich bettelte Mum an, weil ich auch dort Unterricht nehmen wollte, doch sie konnte sich nur